DER ERZÄHLER

Samstag, den 30. April 1932

Nummer 22

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Endlich ein Zauber!

Afrikanisches Erlebnis von Leo am Bruhl.

Diese Nacht ist mondlos und beinahe so schwarz wie unsere Taschentücher; trotzdem trotten wir schon über drei Stunden quer durch die ausgedörrte Steppe, und noch immer scheint die Koppie nicht erreicht zu sein, auf deren Höhe wir des echtesten, afrikanischen Wunders teilhaftig werden sollen. Sechs Schritte vor uns in der Finsternis zockelt siegesbewußt der geistige Urheber des Abenteuers, Nic Mooijekind.

„Ihr müßt alle vom Ducker gestoßen sein", prustet schimpfend der dicke Hafner, der sich zu allem Ueberfluß mit der schweren Elefantenbüchse angetan hat, „auf einen solchen schwarzen Schwindel hereinzufallen! Nach unseren Erfahrungen, Herrschaften!"

Der Botaniker-Doktor, uns hier als Leittier von Amtes wegen vorgesetzt, beschwichtigt gegen besseres Wissen, wir seien gleich am Ziel, tut auch noch zwei vorsichtige Töne von Pflicht und Schuldigkeit.

„Quatsch!" sagt Hafner grob und lädt sich, keuchend wie eine verschnupfte Nashornkuh, den aufgespeicherten Forscherkummer langer Wochen vom arg geschmorten Leib: „Ein einziger Quassel das mit dem ‚dunklen' Erdteil! Hier ist außer der Nacht nichts mehr dunkel und nichts mehr zu erhellen. Was denn? Haben wir's nicht selbst erlebt? Die Kosaweiber tanzen nach der Weise eines Tonfilmschmarrens, die Tambuki tragen Schweizer Uhren, im Swasiland gibt's Stangenspargel in Büchsen, ein Bakwena-Häuptling besitzt das neueste Telefunkengerät, die Makalaka ernten mit amerikanischen Maschinen, die Baronga — die Junod noch ‚wild' fand — gründen Konzerne, bei den Basuto putzt man sich die Zähne mit Zahnpasta, und die Barotse-Prinzessin fährt mit dem Motorboot den Sambesi hinunter, benutzt ab Livingstone die Bahn nach Beira, läßt sich da den Bubikopf schneiden und kauft zehn Pfund koffeinfreien Kaffee ein, weil sie an nervösen Herzbeschwerden leidet! — Was ist da noch zu entdecken?"

Der Botaniker hält einen längeren Vortrag darüber, daß wir hier in der Hochsteppe auf einen Stamm gestoßen sind, der noch völlig unberührt ist, der noch in der Steinzeit lebt, der noch Menschenopfer bringt, der allerhöchstwahrscheinlicherweise auch noch im Besitz ältester Ueberlieferungen ist. Und so fort, wie ein Botaniker eben spricht. Er redet von all dem, was der Kinomann Nic Mooijekind ihm guten Glaubens berichtete, und er würde uns überzeugen, wenn wir nicht zufällig wir wären; und er erzählt so lange, bis wir den breiten Doornenboomen-Fußring der Koppie hinter uns haben und der Aufstieg über scharfes Geröll und zähes Dickicht beginnt — da geht dem Doktor denn doch die Weisheit oder die Puste aus. Schweigend und schwitzend, Mooijekind mit der kleinen Kurbelkiste tapfer voran, tasten wir uns den Steilhang hinauf, um oben auf dem Hexentanzplatz zu sehen, wie der berühmte Medizinmann Manga-Njeli, Mooijekind's neuer Freund, vor allem Volk — einen Regen zaubert.

Schon in halber Höhe der Koppie vernehmen wir den Gesang der Neger; er tönt lauter und wilder, je weiter wir klimmen. Der Kurbelmann drängt zur Eile, der Botaniker schaltet den dritten Gang seines müden Gebeines ein. Hafner dagegen tut gemächlich in Anbetracht seiner Zweifel und der gewichtigen 9,3-Büchse, die er am Halfter hat; ich, ich bin nicht besonders neugierig und schätze nächtliche Kletterausflüge gar nicht.

Als wir zwei langsamen Vertreter europäischer Wissenschaft dann endlich doch den geheimnisvollen Tanzplatz des Stammes mit der guterhaltenen Steinzeitkultur und den unangebrochenen Ueberlieferungen erreichen, ist das fette Mittelstück des urweltlichen, urwaldlichen Geschehens schon allseitig genossen. Aber jetzt sind auf dem Felsboden, den Tausende von nackten Füßen in Jahrhunderten spiegelblank getanzt haben, die Halbkreise aufgemalt, die den Regenbogen darstellen; auch die roten Zickzacklinien, die den Blitz beschwören, fehlen nicht; und es fehlt nicht eine der unappetitlichen Merkwürdigkeiten, die zu einem formgerechten Regenzauber eines Bantuvolkes gehören.

Wenige Minuten nach unserem Eintreffen, das dank Nics Voranmeldung kein Aufsehen erregt, schießt wie ein flüchtiger Klippspringer der große Zauberer Manga-Njeli in die starrgebannte Runde der schwarzen Menge, verharrt rollenden Auges, verdreht langsam die Halswirbel und verrenkt die Arme und Beine wie ein indischer Fakirkollege, rast dann plötzlich im Kreis herum wie ein toll gewordener Teufel, klappert mit allen Knochen, knackt mit sämtlichen Gelenken, bauchredet furchterregend aus den Gefilden der vierten Dimension und schnellt schließlich mit gellem Schrei einen gespenstisch leuchtenden Pfeil von der Sehne des Bogens gegen die schwachschimmernden Sterne des Skorpions, der am östlichen Himmel dahinschleicht.

Der Doktor und der Kinomann erschauern bis unter die Haut. Hafner aber, dicht neben mir, flüstert schnaufend, ganz außer Atem. „Hier riecht's irgendwie nach Kirschwasser, Junge. Riech' mal!"

Gut, ich rieche 'mal, aber meine Nase sagt mir nichts von Kirsch.

„Sag'", schnauft mir Hafner wieder ins Ohr, „der Kerl macht das Affentheater doch nur, wenn er bestimmt weiß, daß morgen Regen fallen wird. Wieso weiß er das? Was ist das für ein Zauber?"

„Ganz europäisch zu erklären ist das wohl nicht. Ihm hilft sicher genaue Naturbeobachtung, ein Stück eigener Wetterempfindlichkeit."

„Und durch welchen Zauber kommt er zu dem Kirschwasser?"

„Unsinn, Hafner", sage ich unwillig, „Du phantasierst wohl!"

Manga-Njeli kauert jetzt, einen bunten Mantel um die Schultern gehängt, in der Mitte des blankschwarzen Felsstückes; und der Stamm pilgert in langem Zuge an seinem Medizinmann vorüber, der außergewöhnliche Macht zu besitzen scheint.

„Wie wäre es", knurrt Hafner leise, „mit einer Art Haussuchung bei dem großen Zauberer, während er die Parade abnimmt?"

Es wäre gefährlich, sicher. Aber es könnte sich wirklich lohnen, einen prüfenden Blick in die Werkstatt des Regendoktors zu werfen.

Kurzes Zögern, dann ... los! Ich übernehme Hafners Büchse; wir schleichen nach der besten Lederstrumpf-Gebrauchsanweisung in den Kral, der gleich hinter der Tanzplatzkoppie im Kessel liegt, finden bald die mit dem Mhamba-Amulett gesicherte Hütte des Manga-Njeli. Wie die Wiesel schlüpfen wir in den Bienenkorbbau. Hafners Taschenlampe blitzt auf, eine halbe Minute irrt das grelle Licht über getrocknete Kräuter, über Farbentöpfe, über die winzigen Giftnäpfe, und dann, ja, dann brüllen wir beide im selben Augenblick los und lachen, daß uns die Bäuche schmerzen, daß der ganze Zauberladen einzustürzen droht, denn:

Auf einem alten Gartentisch steht ein richtiges, buntbemaltes Schwarzwälder Wetterhäuschen, dessen Sonnenschirmfrau sich tief ins Innere zurückgezogen hat, während der Trachtenbauer mit triefender Regenspritze „Schlecht Wetter" anzeigt. Im Basutoland!

Tote Augen / Skizze von Wolfgang Federau

Am fünften Tage der Fahrt erzählte der Koch, er hätte Schaben in der Kombüse bemerkt, und auch in den Mannschaftskabinen im Vorschiff zeigten sich bald darauf einige dieser großen, flachen und dunklen Tiere, die man nicht ohne Ekel betrachten kann. Sie sind viel schlimmer als Ratten, die doch wenigstens im Laderaum bleiben. Harvey, der Kapitän, der allem Ungeziefer mit der tiefeingefessenen Abneigung einer fixen Idee gegenüberstand, schimpfte scheußlich und befahl, Gift auszulegen. Aber das half wenig oder gar nicht; die Tiere vermehrten sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, und Harvey beschloß, das ganze Schiff im nächsten Hafen einer Blausäuredurchgasung zu unterziehen.

Der Gesundheitsbeamte hielt nach der Ankunft vor der auf Deck versammelten Mannschaft eine lange Warnungsrede über die Gefährlichkeit der Gase, auf die niemand achtete. Aber dann gab der Kapitän allen für drei Tage Landurlaub, und die Leute grienten vergnügt; selbst der erste Steuermann konnte ein befriedigtes Schmunzeln über die unerwarteten Feiertage nicht ganz unterdrücken.

Jens sollte am ersten Tage Bordwache haben, und er war es zufrieden, obwohl der Hafen, in dem sie lagen, für ihn Heimat bedeutete, obwohl er hier geboren war. Er hatte nicht große Sehnsucht an Land zu kommen — schließlich, seitdem seine Mutter vor drei Jahren gestorben war und dann . . . nach dieser Geschichte mit Greta, hatte er hier nicht mehr viel verloren in der Stadt. Eher haßte er sie — sie weckte neben Kindheitserinnerungen auch solche schmerzlichster Art, die er am liebsten mit der Wurzel aus seinem Herzen gerissen hätte.

Am zweiten Tage, sehr früh am Morgen, kam der Kapitän an Bord, um sich die Sache anzusehen. Man öffnete die verklebten Türen zum Salon und zur Offizierskajüte, auch die Bullaugen riß man auf, um einen möglichst starken Luftzug zu erzeugen.

„Vielleicht sind meine Räume doch schon heute abend bewohnbar," meinte Harvey zu dem Beamten, der die Durchgasung geleitet und ihn jetzt an Bord begleitet hatte. Aber der schüttelte sehr bedenklich den Kopf, murmelte etwas von Säure- und Gasresten und warnte den Kapitän nachdrücklich, vor Ablauf von zweimal achtundvierzig Stunden die Räume zu benutzen. Es wäre zwar nicht wahrscheinlich, daß noch Gefahr sei am Abend, besonders wenn man die Dampfheizung ordentlich in Betrieb setzte, aber immerhin möglich. Also: Vorsicht — Vorsicht!

„Gut — gut," erwiderte Harvey und machte ein mürrisches Gesicht. Er war ein komischer Mensch und fühlte sich am wohlsten auf seinem Schiff. Das Land behagte ihm nicht. Aber schließlich — was sollte man machen! Blieb man eben noch eine Nacht im Hotel.

Jens hatte die Unterredung gehört. Er verstand die Vorliebe des Alten für sein Schiff ganz gut, vielleicht hatte der auch so schlimme Erfahrungen gemacht — mit den Weibern und so. Man lebte ruhiger und stiller an Bord, ohne all die schmerzlichen Aufregungen, denen man anderswo ausgesetzt war. Aber dann war er doch ganz froh, als gegen Mittag die Ablösung kam und er seinen Fuß wieder einmal auf festen Boden setzen durfte.

Er aß in irgendeiner Kneipe oben am Quai und streifte dann den ganzen Nachmittag über durch die so vertrauten Straßen der kleinen Stadt. Zuweilen traf er einen Bekannten. Dem Häuschen, in dem seine Mutter gewohnt hatte, in dem er selbst aufgewachsen war, hatte er im Vorbeigehen einen kurzen Blick gegönnt. Es hatte ihn traurig gemacht, sich vorstellen zu müssen, daß dort jetzt fremde, unbekannte Menschen lebten, und nur mit Mühe war er dieser schmerzlichen Stimmung Herr geworden. Daß er nicht wußte, wo Greta wohnte, war ihm fast lieb.

Dann war es Abend geworden, und er landete im Seestern bei den anderen. Sie ließen alle die Schaben leben, die ihnen zu diesen Feiertagen verholfen hatten. Jens trank viel und wurde immer lustiger. „Zum Teufel," dachte er, „mit der ganzen Traurigkeit." Er verstand sich selbst nicht mehr, die ganze Stimmung von vorher. Und als einer ein Schifferklavier vorholte, war Jens einer der lautesten.

Jetzt kamen auch Mädchen, und in dem leeren Saal nebenan sollte getanzt werden. Aber Jens, der zu viel getrunken hatte — er war nie ganz sattelfest bei solchen Gelegenheiten — hatte die Arme auf den Tisch gelegt und saß mit eingezogenem Kopf da, kämpfte gegen ein inneres Würgen und wischte manchmal mit dem Handrücken über die Augen, die aus einem unerklärlichen Grunde feucht geworden waren. Einmal kam ein Mädchen und berührte ihn an der Schulter. „Tanzen?" — „Nein," grunzte der Matrose unwillig. Aber sie ließ sich nicht abschrecken. „Komm doch, bitte," bettelte sie leise. „Einmal nur — mit mir, Jens!"

Da er seinen Namen hörte, hob er den Kopf. „Käte — Du?" sagte er erstaunt. Sie lächelte zaghaft. „Ja, ich. Wunderst Du Dich?"

„Nein", sagte er und stand auf. „Ich bin beinahe wieder nüchtern", stellte er fest. Und ging mit ihr tanzen.

Käthe wußte vielerlei zu erzählen von Greta, ihrer Freundin. Plötzlich aber wurde er böse: „Ach, hör' doch auf mit dem Gewäsch — Ihr taugt alle nichts, Ihr Weiber!" Er sagte noch derbere Worte. Das Mädchen, braun und stark, ließ sich nicht einschüchtern. „Ich nicht," lächelte sie, „ich wahrlich nicht, Jens."

Da fiel ihm ein, daß sie ihn wohl immer gern gehabt hatte, die Käthe. Manchmal — damals, als sie noch ein ganz junges, unschuldiges Ding war — hatte sie es ihm zu verstehen gegeben. Aber er hatte immer auf Greta geguckt, die so blond, so zart war. Und nun . . .?

Er spie auf den Fußboden, vielleicht nur, um einer jählings aufquellenden Rührung Herr zu werden. Als der Tanz zu Ende war, zog er sie mit sich heraus, vor die Tür der Kneipe. Er streichelte unbeholfen mit seinen großen, schweren Händen ihre runden, vollen Schultern. Sie fühlte, wie er zitterte. „Kommt mit," bettelte er. „Ich bin — so allein."

Das Mädchen betrachtete ihn lange, gleichsam prüfend. „Ja," sagte sie endlich und ein zartes Leuchten trat in ihre Augen. „Aber wohin?" fragte sie dann gleich.

Er erzählte ihr von dem verlassenen Schiff, während sie langsam durch die spärlich erhellten Straßen gingen. „Der Koch sieht uns nicht," sagte er, „er ist ein guter Kamerad, ich kann mich auf ihn verlassen. Und im Salon ist keine Gefahr; wir haben seit dem frühen Morgen gelüftet, da ist alles raus von dem Giftzeug!"

Das Schiff tänzelte, unmerklich fast, vor dem am Bug geworfenen Klippanker und die Pfänder scheuerten mit einem leisen, rhythmischen Geräusch gegen die Bordungswand. Man hatte einen einzigen, schmalen Landgänger heruntergelassen, und über ihn kletterten die beiden jetzt an Deck und — da der wachthabende Koch unbeweglich am Ruderhaus lehnte und offenbar im Stehen eingeschlafen war — über die steile Eisentreppe ins Innere des Vorschiffes hinein. Die Türe zum Salon stand auf — die Bullaugen hatte man inzwischen geschlossen. Offensichtlich war der Raum genugsam ausgelüftet.

Schön warm war es hier, obwohl die Türe nach dem Gang und die andere hinten offen standen. Jens zog das Mädchen aufs Sofa und streichelte sie mit seinen ungelenken Händen. Sie ließ es geschehen, und plötzlich riß er ihren Kopf zu sich heran. Gerade aber, als er ihre Lippen mit einem Kuß schließen wollte, stieß sie einen gellenden, durchdringenden Schrei aus, wurde totenblaß und entwand sich ihm mit einer Kraft, die er ihr nimmermehr zugetraut hätte.

„Was denn — was denn?" stotterte der Matrose.

„Da," flüsterte sie und deutete mit der Hand auf den gegenüberhängenden Spiegel. Jetzt sieht er es auch. Sieht, daß ihn aus der Tiefe der blinkenden Fläche zwei Augen anstarren, unverwandt, fast höhnisch. Augen eines Menschen, kalt, glitzernd und stumpf zugleich.

Der Matrose wendet sich um, greift nach seinem Halse. Hörbar ringt er nach Atem, der Alkohol, den er den Abend über im Uebermaß genossen, steigt wieder empor, benebelt seine Sinne. Er tastet umher, als taumele er, als müsse er etwas suchen, woran er sich halten könne. Aber dann geht er doch mit steifen, schwerer Schritten hinüber in das anstoßende Zimmer, in dem der Kapitän wohnt.

Der Alte sitzt am Tische, vor einem offenen Buch. Ganz so, als wäre er eben eingeschlafen. Aber er schläft nicht. Seine Augen, diese starren Augen, sind nicht die eines Schlafenden.

Jens greift nach seiner Hand, die auf dem Tische ruht. Sie ist so kalt, daß ihn schaudert. „Tot," murmelt er, geht dann zurück in den Salon. Will das Mädchen aufklären, beruhigen, trösten. „Er ist tot," sagt er noch einmal und ganz laut. Aber da sieht er, daß sie nicht mehr da ist — fortgelaufen, weg, verschwunden. Vor Angst und Schreck.

Der Matrose starrt vor sich hin, blickt zurück in den halbdunklen Raum, wo der Tote sitzt. „Allein," denkt er. „Wieder allein! Erst die Greta. Und jetzt Käte. Ja — Käte auch."

Und dann plötzlich, schlägt die ganze Verzweiflung dieser letzten einsamen Jahre, seit Greta ihn verriet, über ihm zusammen. Wild, fast kreischend, heult er auf, stürzt hinüber zu dem Toten und packt ihn bei den Kleidern.

Der Wahnsinn hat ihn befallen . . .

Hafner faßt sich zuerst; er wittert Kirsch und findet Kirsch, eine kaum angebrochene Kiste „Echtes Schwarzwälder Kirschwasser" im Erdversteck, gestohlen mitsamt dem „Regenzauber" bei der Mariannhiller Afrikamission vom ehemaligen Missionsschüler Manga-Njeli, wie sich beim späteren Verhör des Regenmachermeisters mit Unterstützung durch die Elefantenbüchse feststellen ließ.

— — Von dem wirklich guten und guterhaltenen Kirschwasser hat schon der Botaniker-Doktor nichts mehr abbekommen, denn er verließ uns an dem Tag, an dem der schwer erzauberte Regen niederging in die dürre Hochsteppe des dunklen Erdteils

★

Der Held von Hohenfriedberg.

Skizze aus friderizianischer Zeit von Werner Kruger.

Als der Seifensieder Quandt den Lederriemen einen Augenblick erschöpft sinken ließ, benutzte der hoffnungslose Sproß dies, um sich zappelnd und zielstrebig loszuwinden. Einmal frei, verschwand er mit einem Hechtsatz aus der Tür und beschloß energisch, seiner Heimatstadt Zittau Valet zu sagen.

Dieser Morgen war es, an dem der Seifensiedermeister Quandt seinen Jüngsten zum letzten Male von Herzen verwalkt hatte. —

Es mochten immerhin einige Jahre vergangen sein, als eines klaren Frühlingsmorgens die forsche Werbesoldateska des Kurfürsten Friedrich August des Zweiten von Kursachsen in der alten Kaserne zu Dresden als neueste Erwerbung ein etwas mitgenommenes Exemplar der weitverbreiteten Gattung Mensch ausstellte. Man kann gewiß nicht sagen, daß unser Justus sich in der Zwischenzeit zu einer Schönheit entwickelt hätte. Sein flachsblondes Haar war gewachsen, aber, von einem naturwidrigen Wirbel ausgehend, mitten in seine Stirn hinein, und der Mund hatte sich im raschen Wachstum übermäßig beeilt. Das einzige, was auf Soldaten Eindruck machen konnte, waren kernig entwickelte Glieder. Daß diese aber in ausgenuddelten Gelenken hoffnungslos schlotterten, das konnte der Werber natürlich ohne weiteres nicht bemerken.

Kann man es dem Fouragemajor demnach verdenken, wenn er bei der genaueren Inspektion dieser Erwerbung ein drohendes Brummen hören ließ? Justus mußte auf den Gaul steigen, fiel zweimal herunter und saß endlich, als man das Hottehüh festband, mit der Grazie eines hinterindischen Urwaldaffen im Sattel. Das Brummen wurde immer bedrohlicher, das der Fouragemajor ausstieß, als er feststellte, daß es kein Gewehr gab, das in die Pranke unseres Justus hineinpaßte. Endlich seufzte man bei der Militärinspektion tief auf: „Der Kerl kommt an die Kesselpauke!" —

Mit der Zeit gewöhnt sich der Schimpanse an Stehkragen, Schlips und Halstuch und auch unser Justus lernte das Reiten und Pauken. Daß er den Sinn des Krieges nicht erfassen konnte, nie erfassen würde, hatte man eingesehen und verschonte das kindliche Gemüt dieser harmlosen, unkomplizierten Seele mit derlei moralischen Beschwerungen.

So lag man denn am Abend des dritten Juni 1745 mit den sächsischen Regimentern bei Pilgramshain und Fehebeutel nordöstlich von Hohenfriedberg und südlich um Thomaswaldau herum.

Hinter Striegau aber sollte der Preuße liegen. Kein Mensch wußte genau, wo. So war der Preuße nun einmal. Immer wollte er sich ein wenig isolieren.

Unser Justus striegelte gerade seinen Schimmel, da gellte ihm das Hörnersignal in die Ohren. Er saß auf und nahm die Schlägel in die Hand. Die Kesselpauke baumelte mit ihren beiden Halbkugeln vor seinen Füßen, und das übrige tat der Schimmel. Er haute ab. Justus aber machte Bumm — Bumm!

Justus Quandt war mit der Kapelle natürlich vorn. Er wollte das bescheidentlich vermeiden, aber die Knüffe der Kürassiere waren sichtlich ernst gemeint, und auch der Schimmel schien zu wissen, wohin er gehörte. So befahl der Kesselpauker seine Seele dem Himmel und ritt.

Allmählich gefiel ihm die Sache. Hinter ihm gellten die Hörner. Vor seiner Nase flatterte die Standarte des 5. Regiments. Und in der Sonne zuckte der Säbel des Obersten wie ein zündender Blitzstrahl. Aber — aber — es ging nicht lange gut ab! Plötzlich sauste der Blitzstrahl zur Erde und mit ihm der Oberst. Neben ihm der Standartenträger riß den Mund schrecklich weit auf, und das Blut kam ihm daraus hervorgeschossen. All' das war schrecklich für unseren Justus. Und unbewußt tat er, was er als kleiner Junge getan, wenn er sich fürchtete, im dunklen Zimmer allein zu schlafen. Er schloß die Augen fest zu und hieb aus Leibeskräften auf die Pauke.

„Bum — bum — — Bum — bum — —"

Plötzlich aber bäumte sich der Schimmel, und als Justus die Augen öffnete, war er mitten in einer Schar schnauzbärtiger Männer in fremden, blauen Uniformen, und der eine sagte in echtem Berlinerisch: „Nu laß det man! Nu jib Dich man! Nu kumm man 'runter! Nu haste jenuch jepaukt."

Justus stieg herab und streckte dem Schnauzbart die Hand hin.

„Tach, Herr Kesselpauker!" sagte der grinsend.

Mit einem Mal aber gellten wieder die Hörner, und die Männer rissen die Karabiner von den Pflöcken und eilten fort. Justus blieb allein. „Ei, nee!" sagte er und rieb sich mit einem bunten Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Dann stieg er wieder auf den grasenden Schimmel und zuckelte weiter. Er war ja nun gefangen!

Plötzlich aber — gerade vor einem kleinen Abhang — donnerte die Erde, die Büsche brachen, die Luft zitterte, Hörner gellten, schlimmer als je zuvor. Und plötzlich brauste um ihn herum eine Schar teuflischer Reiter. Verwachsen schien jeder dieser Männer mit dem Pferde zu sein, auf dem Bauche liegend, raste das Pferd unter ihnen hinweg. Palasche blitzten, blutrote Uniformen, blanke Säbel und eine große, weitflatternde Standarte mit einem, unserm Justus ganz unbekannten schwarzen Adler darauf.

„Dunnerlitzchen!" sagte Justus andächtig, merkte aber zu seinem Schrecken, daß sein Schimmel Gefallen an der Sache fand. Er hatte kehrt gemacht und sauste mit, was die alten Knochen hergeben wollten.

Dem Justus war das nicht recht. „Nee, nee!" sagte er widerstrebend, aber der Schimmel galoppierte mit jugendlichem Feuer, und die Ziethenhusaren um ihn herum grinsten. „Tag, Gamerad Gaffée!"

Da kam er in seiner Hilflosigkeit auf einen genialen Gedanken. So auf dem Gaule hockend, jede Minute in Gefahr, bei diesem teuflischen Galopp abgeworfen zu werden, ergriff er die Schlägel und paukte wild die Retraite, das Rückzugssignal.

Der Schimmel spitzte die Ohren und stand, die Vorderfüße in den Boden gestemmt. Aber — aber! Mit ihm standen die ganzen Ziethenhusaren. Einer der Schnauzbärte sah sich um und der andere. Ratlos. Fragend. Und unser Justus paukte — völlig aus Rand und Band — weiter, immerzu die Retraite.

Immer mehr von den Husaren machten halt. Plötzlich aber ertönte ein Fluch. Ein langer Leutnant kam auf unseren Justus hinzugeprescht und, wie dieser ihm gerade freundlich grinsend guten Tag sagen wollte, hieb ihm mit der Faust auf die Nase, daß Kesselpauker und Gaul in den Sand kollerten.

Justus sah nicht mehr, wie die Ziethenhusaren davonpreschten. —

Die Nase des Kesselpaukers war ein Pilzgewächs von exotisch leuchtenden Farben und gigantischen Ausmaßen, als er erwachte. Vor ihm aber stand ein kleiner alter Mann in einem abgetragenen blauen Soldatenmantel mit einem silbernen Stern auf der Brust. Und in sein erwachendes Bewußtsein drang gerade der Schluß des rapportierenden Leutnants: „— — — wurde gefangengenommen. In der Hitze des Angriffs aber vergaß man, ihm die Pauke wegzunehmen! Als nun die Ziethenhusaren zum Angriff übergingen, schloß er sich ihnen an und paukte die Retraite. Hätte ich ihn nicht zum Deubel gehauen, so wäre der Angriff gescheitert."

„Achtung", sagte der alte Fritz, „Achtung! Wenn unsere Feinde alle soviel Courage im Leibe gehabt hätten, wer weiß — — —?"

Und er gab dem Justus lachend die Hand.

★

Betty.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Die wunderschöne goldbraune Stute „Lady Betty" war zwischen den Seen, Torfmooren und grünen Wiesen Irlands groß geworden. Der junge Hauptmann im Generalstab, der zufällig sah, wie sie — eben angekommen — im Stallhof einer Reihe von Interessenten vorgeführt wurde, vergaß über ihren Anblick seinen guten schwarzen „Pumpernickel", der schon mit vorgereckter Nase auf seinen Zucker wartete, und blieb stehen, um zuzuschauen. Den weiten und prachtvollen Bewegungen der Irländerin vermochte der Stallmann kaum zu folgen. Die Sonne schimmerte auf dem goldenen Fell.

Der junge Hauptmann (er hieß Robert, wir wollen ihn aber fürs erste wie alle seine Freunde Bob nennen), verliebte sich herzlich in dieses Pferd. Er tat zurückhaltend sein Interesse kund. „Lady Betty" wurde gesattelt, in die Bahn gebracht und er saß auf.

Nun pflegte Bob — recht guter Reiter, der er war — seine Pferde „anzufassen". Nicht gerade hart, aber fest. Und Betty war — nun, Betty war eine Lady. Sie beanspruchte eine gewisse charaktervolle Untertänigkeit. Sie vermißte Höflichkeit, richtete sich kerzengerade auf und machte gleichzeitig eine wegwerfende korkenzieherähnliche Wendung, der sich ganz einfach nicht widerstehen ließ. Da auch an der kurzgeschorenen Irenfrisur kein Halt zu gewinnen war, so saß Bob, genau neunundvierzig Sekunden, nachdem er aufgestiegen, im Sand und hatte seinen Verwunderungsaugenblick.

Aber er liebte Lady Betty nun erst recht. Höflich stieg er wieder in den Sattel und behandelte sie als vollendeter Kavalier. Betty quittierte mit dem schönsten aller Galopps.

Währenddes stand an der Tribünenbalustrade eine junge Dame, sah diesem Geschehnis zu und amüsierte sich. Als Bob nunmehr im Schritt dort vorbei ritt, beugte sie sich vor und sagte kurz und freundlich: „Wenn Sie die Stute nicht kaufen wollen, dann kaufe ich sie.“ Bob legte die Hand an den karmoisinroten Mützenrand und bedauerte. Er wolle sie auf alle Fälle kaufen.

„Sie ist schön“, sagte sie ruhig, „ich möchte sie wohl draußen gehen sehen.“

„Wollen wir morgen zusammen reiten?“ fragte er und stellte sich vor.

Es ergab sich, daß die junge Dame den gleichen Namen trug wie das schöne Pferd. Sie hieß, nach einer Erbtante, Bettina. Genannt Betty. Bekundete übrigens auf Grund eines väterlichen Gestütguts viel Pferdeverstand, getragen von einer ungewöhnlichen Passion. Lady Betty, meinte sie, habe alle Qualitäten für eine gute Stammutter. Und sie sagte viel sachverständige Dinge über Sprunggelenke, Schulter, Tiefe des Gebäudes.

Im Anschluß an eine Reihe erfreulicher Morgenritte hatte man gerade beschlossen, die Herbstjagden mitzureiten, als etwas dazwischen kam, das geeignet war, diesen wie andere Beschlüsse mehr umzuwerfen. Bob, „Lady Betty“ und „Pumpernickel“ zogen miteinander in den Krieg. Bob hieß nun natürlich nicht mehr „Bob“, sondern „Robert“, „Lady Betty“ wurde nach der Erbtante in „Tante Betty“ verwandelt, und nur „Pumpernickel“ bestand als Pumpernickel weiter.

Aber „Tante Betty“ war draußen nicht glücklich. Ihr Herr Robert bediente sich stets, wenn er sich dorthin begab, wo die Sache brenzlich war (also sehr oft), der üblen Konkurrenz sechzig gesammelter Pferdekräfte. Es kränkte sie. Es konnte ihr nichts geben, daß sie sich in bester Gesellschaft aufhielt und an der täglichen Hafermenge nichts auszusetzen fand. Ihr Kollege Pumpernickel war Materialist und litt an keinen Gemütsdepressionen.

Inzwischen hatte Bettina, genannt Betty, sich in „Schwester Bettina“ verwandelt und erschien wenige Monate später ebenfalls in Frontnähe. Feldlazarett. Westen. Nun, weder Robert bei seinen wechselnden Divisionen noch Schwester Bettina bei ihren wechselnden Feldlazaretten hatten während der folgenden Jahre viel Zeit, an den „Status quo ante bellum“ — in diesem Fall an ihre schönen gemeinsamen Ritte — zu denken. — Sie schrieben sich gelegentlich Ansichtskarten, der Vorschrift zufolge ohne Ortsangabe.

Aber ganz zum Ende, das, wie man weiß, ein wenig überstürzt und unübersichtlich vor sich ging und Robert zur Erfüllung seiner Pflichten ausschließlich auf die Verwendung 60 gesammelter Pferdekräfte verwies, lag Schwester Bettinas auflösungsbereites Feldlazarett ganz nahe. Robert fuhr hinüber. Es war ein hübsches, aber ein wenig trauriges Wiedersehen. Man besprach dies und das, unter anderem auch die Schwierigkeit, wie Lady Betty und Pumpernickel am besten nach Hause zu schaffen seien. Karl Trienke, sagte Robert, diese Perle von einem Pferdeburschen, sei tot. Alle Bahnen nach der Heimat waren von der ersten bis zur Pferdeklasse menschenüberfüllt. Heimat! Wo und was überhaupt seine Heimat nun sei...

Als Robert das sagte, sah sein braunes Gesicht fahl aus, und Schwester Bettina schüttelte heftig seine Hand. Sie besann sich einen Augenblick, lachte ein wenig und meinte, ihr väterliches Gut sei mehr als jeder andere Ort geeignet, so vorbildliche Pferde wie diese beiden aufzunehmen. Im übrigen wäre sie — Schwester Bettina — als Schwester eigentlich schon abgebaut und gedächte Tante Betty und Pumpernickel heil und gesund persönlich dort abzuliefern.

Es sind drollige Dinge möglich in Zeiten, in denen alles auf dem Kopf steht.

Eines schönen Morgens, als Bettinas Vater von den Ställen her über den Wirtschaftshof ging, trabte ein junger Bursche in Litewka und verwegener Mütze durch das sandsteinerne Tor. Er ritt eine schöne irische Stute, die dem alten Herrn gleich in die Augen stach, hatte einen dunkelbraunen Wallach an der Hand und behauptete, die Tochter des Hauses zu sein, was bei näherer Besichtigung nicht abzuleugnen war.

Später, nach einiger Zeit, kam Robert, um nach seinen Pferden zu sehen.

Sie müßten dableiben, erklärte Bettina. Besonders „Tante Betty“ dürfe man nicht wieder von einem Platz fortnehmen, den auszufüllen sie so ganz geschaffen sei. Robert sah das ein. Aber — Bettina solle das bedenken — er vermöge sich nicht von „Tante Betty“ zu trennen...

„Tante Betty“ ist nun Stammutter einer Reihe von Fohlen, die der Verzug der Familie sind. Sie vererbt ausnahmslos Temperament, Schulter, Sprunggelenk und die goldbraune Farbe.

★

Die Warnung.

Skizze von Werner Lürmann.

Mannigfache Farbklänge drangen aus dem Helldunkel des Ladens auf Brigitte ein. Mit dem unergründbaren Lächeln des Ostens sah ein großer, vergoldeter Buddha auf sie herab. Seidengewänder leuchteten rings von den Wänden, mulgrün, saphirblau, kaschmirfarben; Lotosblumen, fliegende Kormorane und aufgebäumte Drachen waren darin gestickt. Armreifen aus Jade lagen in Schauvitrinen, Spangen und Ringe, die geheimnisvoll glänzende Mondsteine in ihren goldenen Fassungen hielten. All das lockte mit sinnverwirrender Macht . . .

Sie sah hinweg über das wechselnde Spiel der exotischen Farben. Wie nie gehörte Melodien schienen sie zu erklingen. Aus dem Hintergrund kam eine Verkäuferin nach vorn. Der Tag da draußen war warm und golden von Sonne. Dunkler Schall eines Kraftwagens brauste vorüber und schien Brigitte wie ein Klang aus fernen Welten, zu denen es keine Zugehörigkeit mehr gab.

Hier im Innern des Ladens war Geborgenheit, Glanz, schwamm Duft von Räucherstäbchen und chinesischen Lacken, erschollen Glockenspiele, herläutend aus spitzbedachten Pagodentürmen, die viele tausend Kilometer von ihr entfernt in sandgelben Steppen ragten.

Sie mußte gebannt ihre Augen schließen. Und plötzlich erblickte sie die Felsenküste, sah den Weißgürtel der Brandung daran hochgischten, lehnte im bastgeflochtenen Stuhl auf dem erhöhten Achterdeck einer Dschunke, hörte das Knarren der vielen Ruder mittschiffs, die wie riesige Füße vor und zurück schwangen, erblickte das Mattensegel am Mast wie einen blutroten Traum, sah auch über sich im Winde Papierlaternen schaukeln — und nun begriff sie, daß sie den lehmig braun dahineilenden großen Fluß hinaufgefahren wurde, daß sie kaum noch eigenen Willen besaß, daß ihre Glieder wie gelähmt waren und daß die Reise wochenlang dauern würde, bis zu den Seen, den Hochsteppen, hingelagert vor dem Kettenzug wilder, einsamer Gebirge im tiefsten Innern Asiens.

Am Kiel der Dschunke gurgelte das strömende Flußwasser. Gelb und fremd sank die Sonne hinter einem Knäuel von viereckigen Segeln voraus. Wie dünne Nebelstreifen zogen die Ufer hinweg. Vögel warfen sich mit silbrigen Brüsten dem stärker werdenden Wind entgegen, schwanden im fallenden Abend wie fortgeweht.

Am Hauptmast saß ein Mann und lehnte seinen nackten, gelbbraunen Oberkörper an das Rundholz. Jetzt hob er den Kopf mit der Kappe der schwarzen Haare — und jetzt, jetzt grub sich sein Schlitzauge bohrend, schmerzhaft, grausam wie ein Dolch in Brigittes Blick.

Sie wollte schreien, um Hilfe rufen — aber kein Laut ging über ihre Lippen, und kein Stöhnen quoll aus ihrer Brust, die sich schreckhaft hob und senkte und mit einem Male bedeckt war mit schwerer, schillernder Seide, darauf ein gestickter goldener Drache den gepanzerten Schuppenleib ringelte.

Voll Hohn lächelte der Unheimliche, der am Fuße des Mastes im Schatten des Segels hockte. Und seine Hand fuhr zum Gürtel. Die blanke Schneide eines kurzen Schwertes funkelte im Abendlicht.

Da endlich riß sich ein Schrei aus ihrer Brust, ein Schrei der Todesangst, ein solch furchtbarer Schrei, daß mit einem Schlage der gurgelnde Geräuschton der Bugwasser, der knarrende Laut der Ruderstangen, der unermüdliche Klang des von Westen brausenden Landwindes hinweg gefegt war.

Wieder ertönte der schrille Schrei. Sie griff mit beiden Händen hinauf an die Schnüre, daran die Lampions hingen, und fand keinen Halt. Letztes Abendleuchten floß über Deck, über die Gestalt des Gelben, der auf nackten Sohlen auf sie zukam, von Blut umwittert. Wieder stieß sie den Schrei aus, nochmals. Die Luft um sie herum schien plötzlich erfüllt und erhellt wie von hundert brennenden Buglaternen...

„Was ist? — Was — ist — denn — nur?“ so stammelte das Ladenfräulein entsetzt und hilflos, als die fremde Dame vor dem Verkaufstisch zu Boden sank.

Das dauerte nur einige kurze Augenblicke; dann stand Brigitte wieder aufrecht. Ganz blaß war ihr Gesicht geworden, und ihre Augen flackerten wie irr. Tief tauchten sie hinein in den leuchtenden Klang der Farbtöne im Ladeninnern, hinweg über Lack und Glanz, das Gefunkel fremdartiger Geschmeide und die Lasur hoher Porzellanvasen. Geheimnisvoll lächelte über den Köpfen der beiden Frauen der reichvergoldete Buddha sein Jahrtausende altes Lächeln.

„Was war das?“ flüsterte Brigitte. Ihre Lippen waren wie ausgedörrt.

Die Verkäuferin hatte sich gefaßt: „Wohl nur ein Unwohlsein, gnädige Frau“, sagte sie höflich. „Was stand zu Diensten?“

„Ich komme wieder“, stieß Brigitte tonlos hervor und hielt schon die Ladentürklinke in der Hand. Diensteifrig sprang der Wagenlenker zum Schlag. Wie abwesend sah sie sein Gesicht unter dem Schirm der Tuchmütze, und wiederum übergriff das Entsetzen ihr Herz: Der Mann vor ihr war verwandelt zu einem andern; er glich zum Erschrecken deutlich dem Gelbhäutigen, der am Mast gehockt hatte; urplötzlich waren die Augen darin dunkel geworden, geschlitzt und voll mongolischer Tücke.

Aber sie behielt ihre Fassung. Sie schrie jetzt nicht, obwohl sich vor ihr alles drehte — das Bild der Straße, ihr eigener Wagen, der Gehsteig, die Läden. „Fahren Sie ohne mich nach Hause, bitte!“ sagte sie mit letzter Kraft.

Erstaunt sah der Führer auf. Frauenlaunen, dachte er. Auch gut! Die Gnädige muß es wissen . . . Der Wagen hupte und schoß in das Gewühl der Großstadt.

Sie ging verstört und tastend. Was war das nur? Immer noch fühlte sie die schillernde Seide mit dem eingestickten Golddrachen auf der bloßen und frierenden Haut. —

In der Haustür stand das Hausmädchen und hatte verweinte Augen.

„Was ist?“ fragte Brigitte und fühlte ihr Herz schlagen.

„Der Chauffeur ist mit dem Auto verunglückt. Eben hat man angerufen —“ Und dann, laut aufweinend: „Schädelbruch, er ist schon tot.“

Irgendwo aus gelben, sonnenüberlohten Fernen fiel das Klingen vieler Glocken aus Pagoden mit geschweiften Dächern. Das Lächeln Asiens stand in der Luft, tief und unergründbar; verweht scholl von irgend woher das Rauschen der lehmig braunen Flut des Todesflusses.

Des Todesflusses . . . Brigitte fror plötzlich. Immer noch, aufs neue waren die Menschen verwoben in die Teppiche dunklen Schicksales, gehütet von unbekannten Mächten, wurden hinweggerissen vom Unbegreiflichen.

Da legte sie behutsam den Arm um das schluchzende Mädchen, und so betrat sie das Haus, während aus dem Wipfel der alten Linde im Garten eine Schwarzdrossel ihren uralten Lobgesang unter der schimmernden Himmelsbläue erschallen ließ.

Das große Los / Skizze von Georg Wagener

Den „Lotterienarren“ nannten sie ihn im ganzen Dorfe und lachten dazu. Wie konnte ein Mensch so von einem Gedanken besessen sein, daß er dreißig Jahre lang das gleiche Los spielte, doch noch nie gewann! „Einmal muß ich ja Glück haben!“ hatte Jorge Rupez schon vor Jahren geantwortet, wenn ihm einer riet: „Wechsle das Los! Oder laß das Spielen lieber ganz sein. Es führt doch zu nichts!“ Mit der Zeit gaben seine Landsleute in Henares es auf, an ihm Bekehrungsversuche zu machen.

Auch seine Frau wußte, daß er von seinem Lotterielos nicht lassen würde. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie auch geglaubt, das Glück würde Jorge einst lächeln. Sie war es im Grunde gewesen, die den Gedanken aufgriff und weiter spann: „Ja, kaufe Dir ein Los! Dame will ich dann sein, heraus kommen aus diesem Nest, in Madrid wohnen, einen Wagen haben, ein eigenes Haus, Schmuck, eine Loge in der Arena!“

Doch mit den Jahren waren die Luftschlösser eingestürzt. Eine wachsende Verbitterung, aus der Enttäuschung heraus geboren, trat an deren Stelle. Pepita Rupez haßte dieses Los, das ihre Hoffnungen betrogen hatte, sie haßte zuweilen auch den Mann, der jetzt in diesem einen Punkte nicht mehr auf sie hören wollte. Ihr Haß pflanzte sich auf die Kinder fort, auf die beiden Söhne und auf die Tochter. Nur war die Jugend rücksichtsloser im Ausdruck ihrer Verachtung für den, der seiner Marotte wegen dem Haushalt jährlich hundert Peseten entzog. „Du bist verrückt!“ schrie sie ihm ins Gesicht, wenn er das Los erneuert hatte. Jorge Rupez schwieg. Er war nie ein Held gewesen. Jetzt fürchtete er sich vor den starken Fäusten der Söhne. Doch in seinem Inneren häuften sich Verbitterung und Haß gegen seine eigene Familie, die ihn nicht verstehen wollte.

Plötzlich aber war alles mit einem Schlage verändert. Denn dort stand es in der Zeitung: Der Hauptgewinn fiel auf Los 237 453! Zehn-, zwanzigmal hatten es alle gelesen. Sie lachten und schrien: „250 000 Peseten!“ Vor Pepita Rupez stiegen die längst verschwundenen Luftschlösser ihrer jungen Ehe wieder auf: Madrid, das Haus, der Wagen, der Schmuck, das Leben der reichen Müßiggängerin. Die Söhne träumten mit offenen Augen von der Hauptstadt. Herren würden sie sein, die keinen Finger zu rühren brauchten. Ihre Schwester stand vor dem Spiegel. Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und warf den Kopf zurück. Sie lächelte ihr Spiegelbild an, und ihre Schultern reckten sich, als prüfe sie den Faltenwurf einer seidenen Mantille, die der Vater ihr kaufen sollte.

Der Vater! So nannten sie ihn wieder, nachdem er jahrelang für sie nur der alte Narr gewesen war. Er wunderte sich über den zärtlichen Namen, und diese Verwunderung war fast der einzige Gedanke in seinem müden Hirn. Er saß am Tische und schwieg. Er starrte die eine Zeile an, die längst vor seinen Augen schwamm und hörte nur dies eine „Vater“. Er freute sich nicht über das Glück, das nach dreißig Jahren nun doch zu ihm gefunden hatte. Er empfand kaum eine Genugtuung darüber, daß sein zähes Festhalten an seinem Glauben endlich belohnt worden war. Er fühlte eine Leere in seinem Kopfe, in die nun dieses eine ungewohnte „Vater“ hinein dröhnte wie Posaunenschall, wie die Verkündigung eines neuen Lebens voll Frieden und Liebe.

Da riß ihn die Tochter aus dem Starren: „Vater, wann fährst Du nach Madrid, um das Geld zu holen?“ — „Ja“, sagten die anderen und warteten ungeduldig auf die Antwort, „wann, wann?“ Jorge Rupez sah ihnen in die Augen, die vor Erregung leuchteten, und ihm war, als spräche aus ihren Gesichtern die Gatten-, die Kindesliebe, die er jahrelang nicht mehr gekannt hatte. Er lachte beinahe, als er antwortete: „Morgen, ja, morgen!“

Da sagte die Frau: „Ich fahre mit Dir. Vielleicht kannst Du das Geld allein gar nicht tragen!“ Ihre Stimme war ruhig, fast freundlich. Sie schien wieder der gute Lebenskamerad sein zu wollen, der dem anderen hilft. Doch Jorge Rupez las aus ihren Worten, aus ihren Blicken nur eines: das Mißtrauen. Und mit einem Schlage war es ihm, als schwände das Lächeln auch von den Lippen der Kinder, als blickten ihre Augen ihn zwischen den lauernd gesenkten Lidern argwöhnisch an: „Ja, wir trauen Dir nicht. Du sollst das Geld nicht allein holen.“ Er wollte aufspringen, die Faust auf den Tisch schlagen und schreien: „Was geht Euch mein Geld an? Mir allein gehört es. Nur ich habe es durch jahrelange Qual verdient!“ Doch er war zu müde zum offenen Widerstand. Er fühlte, daß er vor Jahren schon Mann hätte sein müssen. Jetzt fehlten ihm die Kraft und der Mut, um gegen die Vier vor ihm offen zu kämpfen. „Gut“, sagte er ruhig. „Wir fahren morgen.“ In seinem Herzen glühte der Haß.

Er schloß in dieser Nacht kein Auge. Er sah im Dunkel seiner Kammer acht Hände, die wie Raubtierkrallen nach seiner Brust griffen: „Gib das Geld her!“ Jorge Rupez wußte, diesen gekrümmten Fingern entging er nicht. Alles würden sie ihm rauben bis auf einen Gnadenbrocken. Doch er wollte ihnen das Geld nicht geben, sondern Rache an denen nehmen, die ihm das Leben verbittert hatten. Nicht eine Pesete sollten sie haben! Als er im Dämmerschein des jungen Morgens Pepita weckte, wußte er, was er zu tun hatte. Doch er lächelte den anderen gegenüber mit der Verstellungskunst des Irren. —

Am Schalter der Generallotteriedirektion zahlte man ihm den Gewinn in Tausendpesetenscheinen aus. Er konnte das Geld wohl allein tragen. Er sah Pepitas Augen gierig an den Scheinen hängen und lachte in sich hinein.

Dann standen beide auf der Straße. Pepita wollte einen Makler aufsuchen, sich Pläne vorlegen lassen für „ihr“ Haus. Sie warteten auf eine leere Kraftdroschke. Ein Straßenbahnwagen ratterte heran. Da sprang Jorge Rupez auf das Trittbrett des fahrenden Wagens. Das Getöse des Verkehrs verschlang Pepitas Wutschrei . . .

Jenseits des Manzares stieg Jorge Rupez aus. Er sah den Wald von Pardo vor sich liegen. Er lief bis zur Mauer des Jagdparkes und wartete, bis ein Fußgänger, der ihn störte, hinter einer Baumgruppe verschwand. Dann zog er das Bündel Banknoten aus der Brusttasche. Er zerknüllte einen Schein nach dem andern und baute eine Pyramide. Sie wuchs, und bei jeder neuen Kugel, die Jorge Rupez auftürmte, verzogen sich seine Lippen mehr zur höhnischen Fratze: „Nichts sollt Ihr haben von dem Gelde! Nicht einen Fetzen!“ Das Streichholz brannte. Jorge Rupez lachte, denn er mußte an die Frau denken, an die Kinder, an ihre entsetzten Augen, wenn sie von seiner Rache erfahren würden. Er lachte, daß er das Streichholz vergaß. Erst als ihn die Flamme die Finger versengte, warf er das Holz zwischen die Papierkügelchen. Er sah die Flamme an den Scheinen hochlecken und rieb sich die Hände in wahnsinniger Freude. Die wenigen Augenblicke, in denen das Feuer das Vermögen vernichtete, waren für ihn die Entschädigung für die Jahre seines Daseins als „Narr“.

Jetzt wollte er zurück gehen nach Henares und denen dort ins Gesicht lachen: „Das Geld ist verbrannt! Nichts habt Ihr davon bekommen, nichts!“ Doch plötzlich fehlte dem Irren der Mut dazu. Der Funken Selbstachtung, der ihn zur Wahnsinnstat getrieben hatte, war mit dem Feuer verloschen. Ziellos lief er in das Land hinaus. —

In Henares glauben sie noch immer, Jorge Rupez sei mit dem Gelde nach Amerika geflohen. Seine Familie weiß nichts von dem blöden Bettler, der von einem Dorfe zum anderen irrt, ruhelos, gehetzt von einer Angst, deren Grund sein umnachteter Geist nicht mehr kennt.

★

Boy 12

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

An der Tür des Zimmer 48 ein Klopfen. Ein schleppendes, gelangweiltes „Herein!“ Trotz der Dämmerstunde ist das Zimmer unbeleuchtet. Vom Fenster, hinter dem das Bogenlicht der Straße wie rötlichgelber Nebel steht, löst sich eine überzarte Frauensilhouette. Der Hotelboy, der einen Brief bringt, verbeugt sich. Er sieht, wie die Silhouette die Hand hebt — ein Lichtschalter knackt. Die Dame ist bereits in großer Abendtoilette.

Auf ihren lässigen Wink geht er bis in die Zimmermitte vor, um ihr den Brief zu reichen. Der Teppich schwillt unter seinen Sohlen, und ein sehr weiches Parfüm kommt ihm wie eine schmeichelnde Wolke entgegen. Ihm ist's, als ginge er in einen atemerstickenden Schleierballen hinein. Die Dame nimmt den Brief, den er ihr etwas betäubt und halb mechanisch reicht. Gerade unter der grellen Lampe sehen ihre Gesichter sich an. Sie ist kaum achtzehn, bereits geschieden und gestern mit ihren Eltern im Hotel angekommen. Er, zwei Jahre jünger, kennt als Boy eines Hotels von internationalem Zuschnitt sehr viel vom Leben, doch seine Weisheit setzt sich nur aus Beobachtungen zusammen. Ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Arme und Hände haben dieselbe Farbe: elfenbein. Die langen, dichten, stark gebogenen Wimpern umkränzen die stolze Schwermut üppig großer, fremdländischer Augen; die Nase ist klein und streng geformt, die Blässe des zarten Mundes blutrot überschminkt. Geblendet senkt der Boy den Blick seiner hellbraunen Augen, die wie leuchtende Perlen sind. Sein Gesicht hat eine gute Form, und seine geschmeidige Jugendlichkeit kommt in der tiefgrünen Livree mit den matten Messingknöpfen gut zur Geltung. Bisher war er auf diese Kleidung stolz, nun wird sie ihm mit einem Male peinlich; er fühlt, wie sich das Licht auf der Metallnummer 12, die auf dem Rock über seinem Herzen angebracht ist, grell bricht. Er verneigt sich verlegen und geht. Leise zieht er die Tür hinter sich zu. Die junge Dame gähnt und besieht sich den Brief, auf dem ihr Name Ibele Romanalda steht. Sie verzieht den Mund und wirft den Brief, der von ihrer Freundin ist, ungeöffnet in den Papierkorb. Diese Gans von bereits vierundzwanzig Jahren hat erst kürzlich geheiratet und sendet nun von ihrer Hochzeitsreise alle paar Tage Loblieder auf die Ehe. Langweilig! Das ganze Leben urlangweilig! Man ist hier mit Papa und Mama, um schnell ein zweites Mal verheiratet zu werden. Auch langweilig.

Boy 12 steht noch hinter der Tür. Der ganze lange helldunkle Korridor mit seinen Türen schwankt vor ihm. Er berührt mit der Linken die Fingerspitzen seiner Rechten, weil er glaubt, ihre Hand hätte sie gestreift, als sie den Brief übernahm. Dann küßt er die Fingerspitzen seiner beiden Hände. Irgendwo schrillt eine Glocke. Er gibt sich einen Ruck und geht; aber er fühlt, daß er nur schleichen kann. Das Stubenmädchen Betti, ein älterer Jahrgang, kommt an ihm vorbei und fragt: „Sind Sie krank?“ — „Nein, nein!“ Er fängt zu laufen an und hetzt die Treppe hinunter. In der Halle schnaubt ihm der Portier einen neuen Auftrag entgegen. Boy 12 erfüllt ihn rasch und kehrt in die Halle zurück, um zu lauern, wann Ibele Romanalda fortgeht. Gerade, als der Lift beordert wird, um sie und ihre Eltern aufzunehmen, wird Boy 12 von einem Herrn mit Beschlag belegt und muß in einen Zigarrenladen laufen. Als er zurückkommt, ist sie schon fort. Später legt er sich wieder auf die Lauer, bis der Nachtportier ihn zum Schlafen jagt.

In den nächsten Tagen beobachtet er alle Vorgänge, die Nummer 48 betreffen. Sie bekommt Blumen — um zwölf Uhr macht ein Herr in mittleren Jahren ihren Eltern und ihr einen Besuch. Am folgenden Tage fährt sie mit diesem Herrn zum Rennen und abends ins Theater. Am übernächsten kommt er wieder, und nun erscheint er täglich. Boy 12 kann, sobald sie durch die Halle gehen, oft sehen, wie sie diesem Herrn zulächelt. Die Grüße der Boyreihe beantwortet sie nie, auch den Gruß des Portiers nicht. Sie wird täglich schöner.

Boy 12 wird blässer, sein Gesicht gewinnt an Tiefe. Viele Damen, ja fast alle, die an ihm vorbeikommen, sehen ihn an, menschlich-mitleidig oder so, wie man ein schönes Tier ansieht. Einmal grüßt Boy 12 die Dame von Nummer 48 auffallend tiefer, als die anderen Boys grüßen. Sie sieht es nicht. Die Boys lachen: „So warte doch! Die Trinkgelder gibt doch ihr Vater, und sie fahren ja noch nicht fort.“

Er hebt die Faust. Ein zischender Befehl vom Portierplatz aus. Die Boyreihe duckt sich.

Vierzehn Tage vergehen. Täglich kommen Blumen. Boy 12 hat niemals das Glück, sie hinauftragen zu dürfen. Stets sind es andere Boys, die damit hinauf geschickt werden. Am fünfzehnten Tage kommt ein riesiges Rosengebinde. Ganz dunkelrot. Boy 12, der gerade beim Portier steht, bekommt die Weisung, es auf Nummer 48 zu tragen. Er läßt sich mit der roten Last beladen. Er trägt sie, als sei sie ein Berg, dessen Wucht seinen Körper zerknicken wird. Mit matten Knien steigt er die Treppe hinauf. Er möchte hinstürzen, in diesen Rosenberg hinein, sich in den Dornen zu Tode wühlen, sterben, nichts wissen . . . Er steht vor Nummer 48. Er atmet tief. Er möchte etwas Ungeheuerliches tun: die Blumen aus dem Korridorfenster in den Hof werfen. Die Tür wird von innenher geöffnet. Ihre Mutter. „Ah“, sagt sie. Boy 12 erblickt im Zimmer drinnen das blasse Oval von Ibele Romanaldas Gesicht. Er trägt die Blumen hinein. Als er wieder draußen vor der Tür steht, die ihre Mutter rasch wieder geschlossen hat, hört er, wie die Stimme der alten Dame sagt: „Die Verlobungsrosen!“

Wie im Traum geht Boy 12 durch den Korridor, die Treppe hinunter, und stellt sich in der Halle auf seinen Platz. Sie verlobt sich! Es ist sinnlos zu leben. Ganz sinnlos. Hinunter stürzen? Nein, man könnte am Ende lebendig liegen bleiben. Die alte Engländerin von Nummer 109 hatimmer Veronal auf dem Nachttisch stehen. Das Stubenmädchen erzählte neulich, eine Schachtel davon gebe den Tod. Der Schlüssel von Nummer 109 hängt am Schlüsselbrett des Portiers. Die Engländerin ist also nicht in ihrem Zimmer. Eine Viertelstunde lang treibt Boy 12 sich um das Schlüsselbrett herum. Endlich — der Portier wird von einem Gast beschlagnahmt — kann er unbemerkt den Schlüssel nehmen. Er hastet die Treppe hinauf, als sei er gerufen worden, steht vor dem Zimmer, horcht. Niemand geht durch den Korridor. Er steckt den Schlüssel ins Schloß, schleicht in das Zimmer, sieht die kleine Schachtel, reißt sie an sich, huscht aus dem Zimmer und hetzt in seine Mansarde hinauf. Dort leert er alle Pulver in ein Glas. Ibele Romanalda . . . Er gießt Wasser auf das Pulver. Das, was er vom Leben kennt, rollt an ihm vorbei: Eine ärmliche Wohnung und seine Mutter darin — Schulbänke — das große Hotel — die Halle — Frauenarme — Smokings — Koffer — Trinkgeld in seiner gekrümmten Hand — das geschwollene Gesicht von Boy 11, den er einmal verprügelt hat — der Portier — der Sonntagsbraten — ein paar Filme, die er gesehen hat — der zarte Rauch geschenkter und gestohlener Edelzigaretten. Ach was, wozu weiter leben? Wahrscheinlich erfährt sie nichts von seinem Tode; man wird seine Leiche über die Hintertreppe fortschaffen. Gleichviel . . .

Die Boyglocke schrillt. Der Portier vermißt ihn bereits und läutet sogar in die Mansarden hinauf. Drei Signale? Das heißt höchst dringend. Gewohnheitsmäßig stellt er sich stramm, schiebt das Glas, das er eben an den Mund heben wollte, fort, läuft hinunter. Er wird sagen, ihm sei schlecht gewesen.

Aber der Portier hat nicht einmal zum Schimpfen Zeit. „Reisegesellschaft aus Chicago! Zehn Boys an die Drehtür!“ kommandiert er. Boy 12 stellt sich mit den anderen in eine Reihe. Sein Kopf ist schwer und müde. Eine Autokarawane fährt vor. Die Drehtür wirbelt und wirbelt. Hinter seiner Stirn wirbelt es mit. Gesichter und Gesichter kommen. Zumeist Damen. Viele häßliche alte Damen. Da — oh! Zwei Augen, blaue Sterne, fragen innig aus einem Gesicht, das wie rosa beleuchteter Marzipan aussieht. Eine ganz junge Miß aus Chicago. Mitten unter dieser Schar alter Hennen. Sie nimmt halb müde, halb jungenhaft die Reisemütze ab. Goldblond, sehr voll und sehr weich quellen Lockenbüschel. Sie sucht sich einen der Boys aus und gibt ihm ihr kleines Köfferchen. Es ist Boy 12, auf den ihre Wahl fiel. Er errötet. Er wird mit vielen Aufträgen bestürmt.

Als Boy 12 am Abend seine Zähne putzt, spürt er auf der Zahnbürste, die er eben in das Glas tauchte, einen fremden Geschmack. Er prustet und schüttet das Wasser weg. Erst eine ganze Weile später fällt es ihm ein: „Ah richtig! Pfui Teufel, das war das Veronal!“

Frühling

In unbelaubten Zweigen
Hör' ich ein Singen, ein Geigen
In tausendfacher Melodie.

Bezaubernd klinget an mein Ohr
In tausendfachem Chor,
Der Vöglein Potpourri.

Vereint sie jubilieren,
Denn die Natur will zieren
Sich wie eine schöne Maid.

Der Frühling kommt gegangen,
Alles muß im Glanze prangen,
Festlich ist sein Kleid.

Uns're Herzen höher schlagen
Nach den trüben Wintertagen,
Trotz Tränen, Weh und Leid.

Hans Koslowsky.